

PENNY VINCENZI
Die Zeit der Erbin



GOLDMANN

Lesen erleben

Penny Vincenzi

Die Zeit der Erbin

Roman

Aus dem Englischen
von Karin Dufner

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel
»Windfall« bei Orion, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

I. Auflage

Neuausgabe Dezember 2019

Copyright © der Originalausgabe 1997 by Penny Vincenzi

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Die vorliegende Ausgabe ist eine Neuübersetzung
des erstmals 2002 unter dem Titel

»Leonoras Vermächtnis« auf Deutsch erschienenen Romans.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Lee Avison/Trevillion Images

Redaktion: Ann-Catherine Geuder

KS · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48992-3

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Emily und Claudia, in Liebe.
Und in Dankbarkeit für alles, insbesondere
ihre Anregungen beim Kaffee ...

Die Hauptfiguren

Die Familie Tallow und ihr Haushalt

Dr. Cassia Tallow

Dr. Edward Tallow, Allgemeinmediziner, ihr Ehemann

Bertie, William und *Delia*, ihre Kinder

Peggy, Köchin und Haushälterin, *Mrs Briggs*, Zugehfrau, *Janet Fraser*,
Kinder mädchen

Maureen Johnson, Edwards Assistenzärztin

Duncan Berridge, Cassias Vater

Andere

Leonora Lady Beatty (verstorben), Cassias Taufpatin

Sir Richard Beatty, ihr Exmann, und seine zweite Frau *Margaret*

Mr Brewster, Leonoras Anwalt

Rollo Gresham, ehemaliger Liebhaber von Leonora

Miss Monkton, frühere Gesellschafterin von Leonora

Benedict Harrington, Leonoras Bruder

Cecily, seine Ehefrau, und *Fanny, Stephanie* und *Laurence*, ihre Kinder

Nanny Hawkins, Kinder mädchen der Harringtons

Ada Forbes, Cecily's Mutter

Dominic Foster, Architekt und Freund von Benedict,
und seine Frau *Nicola*

Harry Moreton, Immobilienentwickler und Cousin zweiten Grades von
Leonora, und *Edwina*, seine Frau, Kolumnistin beim *Style*-Magazin

Sir Marcus und *Lady Sylvia Fox-Ashley*, Edwinas Eltern

Justin Everard, Fotograf bei *Style*

Francis Stevenson-Cook, Herausgeber von *Style*

Rupert Cameron, Schauspieler und Jugendfreund von Cassia

Eleanor Studely, seine Bühnenpartnerin

Monica Gerard, Gynäkologin

KAPITEL I

Juni 1935

Cassia Tallow schrubhte gerade die Altarstufen, als sie erfuhr, dass sie eine halbe Million Pfund geerbt hatte. Später dachte sie oft, die Angelegenheit hätte so sehr aus einem Märchenbuch stammen können, dass sie ein Omen sein musste. Wäre sie einer ihrer üblichen Alltagsbeschäftigungen nachgegangen – die Kinder baden, den Garten pflegen, am Kopf der Tafel sitzen, den Terminkalender der Frauenvereinigung sichten oder eines der Hunderte von Telefonaten entgegennehmen, die jede Woche eintrafen, um ihren Mann an irgendein Krankenbett zu rufen –, hätte die Geschichte wohl nicht so einen Eindruck hinterlassen. Doch der Widerspruch zwischen diesen beiden Ereignissen, sie auf den Knien Stein-
stufen scheuernd, ach herrje, und zu hören, dass sie mit einem Mal unglaublich reich geworden war, war wirklich äußerst spannend und eines wahren Dramas würdig.

Natürlich war es nicht ganz so dramatisch verlaufen, wie sie es später in Erinnerung hatte. Edward war einfach mit Mr Brewster, dem Anwalt ihrer Taufpatin, in der Kirche erschienen, der ziemlich aufgelöst war, weil er sie mit seiner wichtigen Nachricht nicht zu Hause angetroffen hatte. Sie war tatsächlich mit ihm verabredet gewesen, hatte es allerdings

vergessen. Und nun hatte Edward, wie immer verärgert über ihre Schusseligkeit, Mr Brewster zu ihr begleitet.

»Mr Brewster sagte, es sei von äußerster Wichtigkeit, dass er persönlich mit dir spricht und dir auch das Testament zeigt. Er ist den ganzen Weg aus London hergekommen. Ich finde deine Gedankenlosigkeit ziemlich bedauerlich«, tadelte Edward.

Cassia entschuldigte sich und setzte sich mit beiden Männern auf die Kirchenveranda. Mr Brewster war ein ungewöhnlich langweiliges Sinnbild von einem Anwalt, bekleidet mit einem dunkelgrauen Anzug, einer dunkelgrauen Krawatte und einer schwarzen Melone und mit einer recht mitgenommenen Aktentasche bewaffnet. Obwohl seine Stimme ebenso langweilig, monoton und leicht nasal klang, lauschte Cassia aufmerksam, als er ihr die bedeutendste Passage des Testaments vorlas und sie ihr ausführlich erklärte. Nachdem er fertig war, sie die bahnbrechenden Worte gehört hatte, erwiderte sie, sie habe alles verstanden. Ob sie sofort etwas unternehmen müsse, was er verneinte. Also fragte sie, ob es ihn störe, wenn sie die Treppe zu Ende putzte. Mr Brewster, der sich offenbar schon lange nicht mehr vom Verhalten seiner Mitmenschen, ganz gleich wie exzentrisch, aus der Ruhe bringen ließ, entgegnete, selbstverständlich nicht. Doch Edward folgte ihr den Mittelgang entlang und baute sich neben ihr auf, als sie erneut den Lappen auswang.

»Du hast schon verstanden, was er dir gerade mitgeteilt hat, oder?«, sagte Edward. Cassia kauerte auf den Fersen und betrachtete ihn. »Ich meine den Betrag. Hast du richtig zugehört?«

»Ja. Ja natürlich. Danke.«

»Gut. Ich war nämlich nicht sicher. Deine Reaktion erscheint mir ein wenig ... seltsam.«

»Tut mir leid, Edward. Was hast du denn von mir erwartet?«

Sie lächelte ihn an. »Dass ich laut zu singen anfangen oder vielleicht ein inniges Dankesgebet spreche?«

»Nein, natürlich nicht. Aber du wirkst so ruhig. Ich, nun, ich muss zugeben, dass ich mich nicht sehr ruhig fühle.«

»Entschuldige«, antwortete Cassia, obwohl sie nicht sicher war, wofür sie sich entschuldigte.

»Außerdem solltest du meiner Ansicht nach mit nach Hause kommen.«

»Warum die Eile? Ich sollte das hier erst noch fertig machen. Wirklich. Könntest du mit Mr Brewster nach Hause gehen und Peggy bitten, ihm einen Tee zu kochen? Ich bin gleich da.«

Edward starrte sie an, förderte sein Taschentuch zutage und putzte sich die Nase. Das tat er immer, wenn er nicht wusste, wie er sich verhalten sollte. »Cassia«, setzte er an, »ich frage mich wirklich, ob du dir dessen bewusst bist...«

»Edward, ich bin mir dessen bewusst. Vielen Dank. Ich habe eine halbe Million Pfund geerbt. Von meiner Patin. Aber das Geld läuft nicht weg, und Mrs Venables wird außer sich sein, wenn ich das hier nicht fertig mache. Morgen findet eine Hochzeit statt. Da Mr Brewster ohnehin schon einen weiten Weg hinter sich hat, hat er sicher nichts dagegen, noch etwa zehn Minuten zu warten.«

»Ja.« Edward musterte sie, als sei er nicht ganz sicher, wen er vor sich hatte, was im Moment sogar zutraf. »Ja, in Ordnung.« Er drehte sich um und kehrte rasch auf die Veranda zurück. Sie hörte ihn mit Mr Brewster sprechen. Dann verklangen ihre Schritte langsam auf dem Weg.

Cassia wrang den Lappen aus und wischte sorgfältig die Stufen ab, um bloß keine Schlieren zu hinterlassen. Anschließend brachte sie das schmutzige Wasser in die Sakristei und goss es ins Waschbecken.

Es war ein wunderschöner Tag, ein passend schöner Tag, dachte sie, als sie nach Hause schlenderte. Ihr nächster Gedanke lautete, wie albern es war zu erwarten, dass das Wetter mit dieser ungewöhnlichen Nachricht übereinstimmte. Hätte unjahreszeitgemäß Schmuddelwetter mit Regen und Wind geherrscht – oder vielleicht doch jahreszeitgemäß, denn sie hatten Juni und waren in England –, hätte das möglicherweise auch gepasst, denn dann hätte sie vorschlagen können, an einen sonnigen und warmen Ort zu verreisen. Zum Beispiel nach Südfrankreich. Das wäre sogar noch besser gewesen.

Cassia fragte sich, warum sie sich nicht merkwürdiger fühlte. Ob sie unter Schock stand – das stellte doch die eigenartigsten Dinge mit Menschen an, oder? Als sie in der Notaufnahme gearbeitet hatte, hatte sie Menschen mit abgetrennten Fingern oder Zehen gesehen, die ruhig auf den Arzt warteten oder mit ihrem Sitznachbarn über das Wetter plauderten. Andererseits hatte sie nicht den Eindruck, unter Schock zu stehen. Sie glaubte auch nicht, dass es sich bei der Nachricht um die Unwahrheit oder einen Irrtum handelte.

Mit was ließ sich ihr Zustand wohl vergleichen? Als sie erfuhr, dass sie mit überdurchschnittlich guten Noten ihr Abschlussexamen bestanden hatte? Nein, denn das hatte sie ihrem Fleiß und ihrer Klugheit zu verdanken. Als Edward sie gebeten hatte, ihn zu heiraten? Oder besser, als er ihrem Vater verkündet hatte, sie werde ihn heiraten? Nein, denn diese Situation hatte sich um einiges komplizierter dargestellt. Bei Berties Geburt? Oder sogar bei Williams? Nein, das war das pure, rauschhafte Glück gewesen, ganz anders als diese ruhige, gelassene Schicksalsergebenheit.

Vielleicht, als man ihr gesagt hatte, Delia sei ein Mädchen. Ein nettes, stilles kleines Mädchen, hatte sie gedacht, das sie durch die Glasscheibe anlächelte. Ein Unterschied zu den

ungezogenen, lauten, geliebten kleinen Jungen. Ein Gefühl der schlichten, unkomplizierten Freude (natürlich ohne zu ahnen, dass Delia die Ungebärdigste von allen werden würde). Das kam der Sache schon ein wenig näher. Aber war es nicht falsch, die Geburt einer langersehnten Tochter in einem Atemzug mit einer großen Geldsumme zu nennen?

Cassia gab es auf. Es überstieg ihren Erfahrungsschatz – wie sollte es auch anders sein? Eigentlich empfand sie gar nichts, überhaupt nichts. Noch nicht.

Von St. Mary's zu ihrem Haus war es ein hübscher Spaziergang. Es hieß Monks Ridge House, weil es auf einer Anhöhe über dem Dorf Monks Heath stand. Von hier oben hatte man einen Blick auf das kleine Tal, den gewundenen Fluss, die eng gedrängten Häuser rings um einen Dorfanger, wie aus dem Bilderbuch, und die Kirche dahinter. Gedrungen, aus Backstein und im frühen viktorianischen Stil erbaut, war es ein klassisches ländliches Haus in West Sussex mit einem sehr dunklen Schieferdach und einem ungewöhnlich hübschen Oberlicht über der Tür. Ganz gleich wie müde Cassia auch war, wie erschöpft von ihrer Unfähigkeit, die perfekte Ärztin zu spielen, oder wie ärgerlich und besorgt wegen ihrer unartigen Kinder – wenn sie um die letzte Straßenecke bot und Monks Ridge sah, wurde ihr sofort wohler ums Herz. Es war, als würde man von einem Freund erwartet, der weder kritisierte noch forderte, sondern sich einfach über ihren Anblick freute. Da ansonsten alle nur Forderungen an sie stellten, empfand sie das Haus als ganz besonders beruhigend.

Cassia hatte sich auf Anhieb in das Haus verliebt. Edward hatte noch andere besichtigen wollen, doch sie hatte gewusst, dass das hier ihr Haus war. Wer hier einzieht, schien es zu sagen, wird nie in Schwierigkeiten geraten. Und das stimmte auch. Es war warm im Winter, kühl im Sommer, die Rohre

froren nie ein, die Kaminfeuer brannten wunderbar, die Zimmer waren weder zu groß noch zu klein, und der Garten war freundlich und pflegeleicht.

Seitlich gab es einen großen Anbau, im letzten Regierungsjahr der alten Königin hinzugefügt und nicht sehr schön, der sich hervorragend als Praxis für Edward eignete. Außerdem hinten einen kleinen Wintergarten mit schwarz-weiß gefliestem Boden und Bogenfenstern, wo es Cassia gelungen war, eine Rankpflanze zu züchten. Wenn sie in Sommernächten nicht schlafen konnte (normalerweise, weil sie versuchte, ein schreiendes Baby zu beruhigen), saß sie dort in ihrem Schaukelstuhl und betrachtete die Sterne.

Cassia hatte die Sterne schon immer geliebt. Es war eine ihrer frühesten Erinnerungen: wie sie nachts an der Hand ihres Vaters im Garten stand, während er ihr das Sternbild zeigte, nach dem sie benannt war. Obwohl sie es nie geschafft hatte, die Umrisse einer Dame zu sehen, die mit ausgestreckten Armen auf einem Stuhl saß, hatte sie, um ihm eine Freude zu machen, doch so getan, als ob. Außerdem gefiel ihr die Geschichte von Cassiopeia, die in den Himmel geschickt worden war, weil sie mit der Schönheit ihrer Tochter Andromeda geprahlt hatte.

Cassia hing an dem Wintergarten, der als ihr Zimmer galt, obwohl Edward sich beschwerte, er verursache Heizkosten und verschwende Platz. Das mit den Heizkosten konnte sie ja noch nachvollziehen, aber sein zweiter Einwand war eindeutig Unsinn, da sich dahinter mindestens ein halber Hektar Garten erstreckte – eine Wiese mit Büschen und Obstbäumen, die sanft zum Tal hin abfiel.

Seltsam (oder von Bedeutung, dachte sie), dass sie Edward nun mit Mr Brewster ausgerechnet im Wintergarten antraf.

»Hallo. Entschuldigen Sie die Verspätung. Kümmert Peggy sich um den Tee?«

»Ja. Und ich sollte mich jetzt wirklich auf den Weg machen. Viele Patienten heute Nachmittag. Kommst du allein zurecht?«, fragte Edward.

»Ja selbstverständlich. Wir kommen zurecht, oder, Mr Brewster? Vermutlich gibt es nicht viel zu regeln. Sie können mir sicher noch einiges mehr erzählen, und ich höre Ihnen einfach zu.«

Als Edward ging, erschien Peggy mit dem Teetablett. Sie wirkte nervös. Fremde im Haus brachten sie immer aus dem Konzept und ängstigten sie. »Danke, Peggy. Mr Brewster, möchten Sie ein Stück Kuchen?«

»Das wäre wunderbar, danke.«

Der Kuchen war ganz und gar nicht wunderbar, weil Cassia ihn selbst gebacken hatte. Er war in der Mitte eingesackt, und die Glasur war an den Seiten heruntergelaufen. Aber Mr Brewster verspeiste ihn, ohne mit der Wimper zu zucken, und nahm sogar ein zweites Stück.

»Also, dann sollten wir das noch einmal durchgehen. Damit Sie auch wirklich alles verstehen.«

»Ja, ich würde es mir gern gründlich ansehen. Hat sonst noch jemand geerbt?«

»Nur ein paar kleine Vermächtnisse an Dienstboten und so weiter. Offenbar hielt Lady Beatty Sie für die würdigste Erbin.«

»Ja. Doch das war ich gewiss nicht.«

»Tja, anscheinend vertrat sie in dieser Angelegenheit einen festen Standpunkt. Und da sie keine Kinder hatte und von Sir Richard getrennt war ...«

»Weiß er Bescheid?«

»Noch nicht. Ich werde ihn höflichkeitshalber informieren, da sie viele Jahre lang verheiratet waren.«

»Ja. Ich habe ihm geschrieben, als Leonora – Lady Beatty – starb«, erwiderte Cassia.

»Vermutlich wurden Sie von ihrem Bruder von ihrem Tod in Kenntnis gesetzt?«

»Ja. Genauer genommen von der Frau ihres Bruders, Cecily Harrington. Wir sind recht eng in Kontakt geblieben. Und sie wurden alle nicht in dem Testament bedacht?«

»Nur ein kleines Armband für das älteste Kind. Hier, lesen Sie selbst.«

»O ja, Fanny. Ein liebes kleines Mädchen. Nun, inzwischen nicht mehr so klein. Sie ist fast zehn. Entschuldigen Sie, Mr Brewster, das interessiert Sie sicher nicht.«

Mr Brewster lächelte sie an. »Zum Glück finde ich die Familien meiner Mitmenschen unbeschreiblich faszinierend.«

Cassia starrte auf das Testament. *Hiermit mache ich von meinem Recht Gebrauch, die Erlöse aus dem Maple Trust meiner Patentochter Cassiopeia Blanche Tallow...*

»Da steht nicht, um wie viel Geld es geht«, sagte Cassia.

»Nein. Das Geld wurde von Treuhändern investiert, weshalb man zum Zeitpunkt der Testamentserrichtung nicht sagen konnte, wie viel der Fonds wert sein würde. Inzwischen sind es etwas über fünfhunderttausend Pfund, fünfhunderttausend- und elf, um genau zu sein.«

»Du liebe Güte«, antwortete Cassia. »Geld wächst und wächst.«

»Ja, wenn man es richtig anlegt. Natürlich kann es auch an Wert verlieren.«

»Warum hat sie es mir nicht einfach vermacht? Wieso der Treuhandfonds?«

Mr Brewster räusperte sich. »Meiner Ansicht nach war Lady Beatty ein wenig... extravagant. Sie hat mir erklärt, es sei das Beste, das Geld für Sie in einem Fonds anzulegen.«

»Nun ja, das ist sicher richtig. Ich verstehe. Und die Harringtons wissen auch nichts davon?«

»Nein. Ich habe Ihre Patin auf ihre Bitte hin im letzten März in Paris aufgesucht, um das Testament zu erstellen. Sie sind die Einzige, die Einblick nehmen darf. Und Ihr Mann natürlich.«

»Das war in der Wohnung in Passy, oder?«

»In der Tat. Eine sehr schöne Wohnung, muss ich sagen.«

»Ja, das habe ich auch gehört. Also war sie damals schwer krank?«

»Sie schien nicht bei bester Gesundheit zu sein«, erwiderte Mr Brewster. »Doch sie wurde eindeutig gut versorgt.«

»War sie allein?«

»Ja, ich hatte den Eindruck, dass sie recht allein war. Abgesehen vom Personal in der Wohnung selbstverständlich. Soweit mir bekannt ist, hatte sie auch eine Pflegerin, die im Haus wohnte.«

»Ich verstehe.« Zumindest hatte Leonora ihre letzten Tage in angenehmer Atmosphäre verbracht. Cassia hatte sich das gefragt und ihre Befürchtungen gehabt. »Und was geschieht jetzt, Mr Brewster?«

»Da gibt es gewisse Formalitäten. Sie haben noch keinen Zugriff auf das Geld. Als Testamentsvollstrecker muss ich noch eine Testamentseröffnung beantragen. Doch Sie brauchen sich deshalb keine Sorgen zu machen. Oh, und außerdem hat Ihre Patin einen Brief an Sie bei mir hinterlegt.«

Cassia nahm den ein wenig abgewetzten Umschlag von ihm entgegen und öffnete ihn vorsichtig. Es war ein seltsames Gefühl, so als sei Leonora plötzlich ins Zimmer getreten und hielte ihn ihr hin. Ihre extravagante Schrift zu lesen, die sich geneigt über das dicke cremefarbene Papier erstreckte, war, als hörte sie ihre raue Stimme mit dem leicht belustigten Unterton.

Mein geliebtes Zuckererbschen... Oh, dieser alberne Spitz-

name! Und plötzlich war sie wieder auf der Terrasse des Ritz, zwölf Jahre alt und an der Hand von Benedict ...

Cassia war wegen des Friedensmarsches nach London gekommen. Auf Einladung von Leonora, ihrer reichen und glamourösen Patin. Damals war sie Leonora erst einige Male begegnet und hatte sie seit drei Jahren nicht gesehen. Erfüllt von Vorfreude und Nervosität zugleich stand sie in der Euston Station auf dem Bahnsteig und versuchte, Leonora inmitten der Menschenmassen zu entdecken, die alle wegen dieses wichtigen Nationalfeiertags nach London geströmt waren.

Nach einer gefühlten Ewigkeit erschien Benedict Harrington, Leonoras Bruder, der sich charmant für die Verspätung entschuldigte. »Leonora war verhindert, der Himmel weiß, warum. Sie hat mich angerufen und gebeten, dich abzuholen. Ich bin so schnell ich konnte aufgebrochen, doch du hast sicher lange gewartet. Das tut mir wirklich leid.«

Benedict war hochgewachsen und schlank und hatte goldblondes Haar und recht ungewöhnliche braune Augen. Sehr attraktiv, dachte Cassia, und mit seinem taubengrauen Anzug und den butterweichen Lederschuhen wunderschön gekleidet. Sie lächelte ihn an und versicherte, es sei überhaupt kein Problem gewesen. Er erwiderte, in diesem Fall müsse sie ungewöhnlich mutig sein. Er in ihrem Alter hätte ganz allein in London Todesängste ausgestanden. Er hatte Anweisung, sie zu Leonora ins Hotel Ritz zu bringen, wo sie mit einigen Freunden Tee trank. »Sie fand, das würde dir mehr Spaß machen, als zu Hause zu bleiben.«

Cassia antwortete höflich, das sei sicher ein Spaß, obwohl ihre Schüchternheit bei diesen Worten spürbar zunahm und sie viel lieber zu Hause bei Leonora Tee getrunken hätte.

Auf der Fahrt durch die rot, weiß und blau geschmückten

Straßen Londons holte Benedict mit leicht zitternder Hand ein goldenes Zigarettenetui heraus und rauchte den ganzen Weg bis zum Ritz. Dabei wies er sie auf die Sehenswürdigkeiten hin, an denen sie vorbeikamen. Sie fragte sich, warum er wohl so nervös war, und kam zu dem Schluss, dass es an dem morgigen Marsch liegen musste, denn sie wusste, dass er sein Regiment anführen würde. Aber nervös oder nicht, sie mochte ihn sehr. Als das Taxi anhielt, half er ihr beim Aussteigen wie einer Erwachsenen, nahm ihren schäbigen braunen Lederkoffer und führte sie durch die Drehtür ins Ritz.

Drinne verharnte Cassia und schnappte laut nach Luft. So etwas hatte sie noch nie gesehen. Die unendlich hohe Decke, die vergoldeten Stühle, die Kronleuchter und die vielen unbeschreiblich eleganten Menschen.

»Hier entlang«, sagte Benedict. »Ach, da ist sie ja, schau.« Lächelnd und mit ausgebreiteten Armen kam Leonora auf sie zu.

»Mein Schatz!« Sie begrüßte Cassia mit einem Kuss. »Wie wundervoll, dass du hier bist. Komm mit.« Sie begleitete sie einige Stufen hinauf auf eine breite Terrasse voller Tische und großer Palmen zu einem Tisch, wo einige andere Damen saßen. Sie waren wundervoll gekleidet, wie Cassia fand, und trugen pastellfarbene Nachmittagskleider und kunstvoll verzierte Hüte. Leonoras Kleid bestand aus aprikosenfarbener Seide, und ihr Hut war ein Wunderwerk aus Rosen und Federn. Allerdings fielen Cassia vor allem die Strümpfe der Frauen auf, denn sie waren nicht schwarz oder dunkelbraun, sondern zartbeige. Noch nie waren ihr solche Strümpfe untergekommen. Sie hatte nicht einmal gewusst, dass es so etwas gab.

Als sie den Tisch erreichten, legte Leonora den Arm um sie und schaute auf sie hinunter. Sie war hochgewachsen wie ihr

Bruder und hatte wie er goldblondes Haar und braune Augen. »Wie hübsch du bist«, sagte sie. »Und sehr groß für dein Alter. Wie soll ich dich nennen? Cassiopeia ist ein bisschen lang.«

»Die meisten Leute nennen mich Cassia«, antwortete Cassia lächelnd. »Aber ...«

»Ich tue nicht gern dasselbe wie die meisten Leute. Cassia klingt für mich ziemlich langweilig. Ich nenne dich ... einen Moment ... Zuckererbschen. Was hältst du davon? Du siehst nämlich aus wie ihre Blüten, gekräuselt, bunt und zart. Alles herhören! Ich möchte euch meine Patentochter Cassiopeia Berridge vorstellen, doch wir werden sie Zuckererbschen nennen. Benedict, mein Schatz, setz dich und trink einen Schluck Tee mit uns.«

»Nein, Leonora, danke. Ich muss los. Ich habe heute noch eine Menge zu erledigen.«

»Wie du meinst. Zuckererbschen, nimm dort drüben Platz, Schätzchen. Neben der Dame in Gelb.«

Benedict lächelte Cassia zu und beugte sich kurz über ihre Hand.

»Tschüss«, sagte er. »Bis morgen nach dem Marsch.«

»Auf Wiedersehen«, antwortete sie. »Und morgen viel Glück.«

»So ein schöner Mann, dein Bruder«, seufzte eine der Damen.

»Noch immer nicht verlobt?«, fragte eine andere.

»Nein, noch nicht«, erwiderte Leonora rasch. »So, Zuckererbschen, jetzt trinkst du erst mal eine Tasse Tee. Möchtest du ein Stück Kuchen oder ein Sandwich?«

Dann kramte Leonora zu Cassias absolutem Entsetzen in ihrer kleinen Handtasche, förderte ein hübsches Zigarettenetui zutage und holte eine Zigarette heraus. Als der Kellner auf sie zueilte, war Cassia sicher, er würde sie anweisen, die Zigarette

wegzustecken. Vielleicht würde er sie sogar des Lokals verweisen. Es war ja allgemein bekannt, dass Rauchen in der Öffentlichkeit das Allerschlimmste war, was eine Dame sich erlauben konnte. Allerdings tat er nichts dergleichen, sondern zückte ein Streichholzheftchen und zündete Leonoras Zigarette an.

In einer Ecke der Terrasse spielte ein Pianist »If You Were the Only Girl in the World«. Cassia saß da, lauschte, beobachtete, wie die Damen in ihren hellen Strümpfen Zigaretten rauchten, und wusste, dass sie eine fremde und absolut wundervolle Welt betreten hatte.

Cassia riss sich von ihren Erinnerungen los und zwang sich, sich auf den Brief zu konzentrieren.

*Mein geliebtes Zuckererbschen,
wenn Du das liest, werde ich nicht mehr bei Dir sein.
Eine üble Sache, die ich da habe, und die Ärzte sagen, dass es
keine Hoffnung mehr gibt. Ich kann nur noch hoffen, dass es
schnell ausgestanden ist.
Du sollst das Geld bekommen. Gib es nicht klug aus – Gott
behüte –, sondern gut. Mach damit, was Du willst, selbst
das, was ich getan hätte, obwohl das vermutlich Verschwendung
wäre. Aber habe Spaß damit. Jede Menge Spaß. Du
warst mein Lieblingskind, das, was ich nie hatte. Ich habe
Dich schrecklich vermisst, mehr als jeden anderen, seit ich aus
England fort bin. Dir beim Aufwachsen zuzusehen, Dich bei
uns wohnen zu haben, Dich bei Hofe vorzustellen, alle diese
Dinge haben mich sehr glücklich gemacht. Das hier ist Dein
Dankeschön.
Gott segne Dich, mein Liebling.
Alles Liebe, Leonora*

Der Brief verschwamm ihr vor den Augen, als sie ihn wieder und wieder las.

»Fehlt Ihnen etwas, Mrs Tallow?« Mr Brewsters Tonfall war besorgt.

»Nein, nein, alles in Ordnung«, erwiderte sie und kramte nach ihrem Taschentuch, um sich die Augen abzutupfen. »Den Brief zu lesen war ein kleiner Schock. Es war, als wäre sie wieder zum Leben erwacht. Ich habe sie sehr geliebt.«

»Natürlich. Sie war doch eine Freundin Ihrer Mutter.«

»Ja. Sie war viel jünger als meine Mutter, aber ihre Mütter waren eng befreundet. Meine Mutter hat mit Leonora gespielt wie mit einer Puppe. Sie hat sie im Puppenwagen herumgeschoben, sie getragen, sie angezogen, sie gebadet. Leonora hat sie vergöttert.« Obwohl sie sich beim besten Willen nicht vorstellen konnte, dass Mr Brewster das interessierte, wollte sie es ihm erklären. Es erschien ihr wichtig, Leonora einen Platz in ihrem Leben zu geben. »Bis zum Ende waren sie Freundinnen. Nun, bis meine Mutter starb. Auch wenn sie ein sehr verschiedenes Leben führten. Leonora war zweimal verheiratet, beide Male mit steinreichen Männern in London, Mutter hingegen mit einem sehr bescheiden bezahlten Bibliothekar in Leeds.

Während meines Medizinstudiums habe ich bei Leonora und Sir Richard gewohnt. Sie hat mich bei Hofe vorgestellt, oh, es war eine wundervolle Zeit. Aber zum ersten Mal war ich 1919 beim Friedensmarsch bei ihr. Sie hat mich eingeladen. Ich dachte, ich sei im Wunderland. Schließlich war ich ein kleines Mädchen aus der Provinz, nicht sehr weltgewandt, erst zwölf Jahre alt. Und plötzlich war ich in diesem prächtigen Haus mit Dienstboten und lernte ausgefallene, schillernde Menschen kennen. Noch Tee, Mr Brewster?«

»Ja bitte. Sprechen Sie weiter. Erzählen Sie mir vom Frie-

densmarsch. Mein Vater hat daran teilgenommen, doch ich selbst habe ihn nicht gesehen.«

»Oh, er war sensationell. Ein Jammer, dass Sie ihn verpasst haben. Ich habe gerufen und gerufen, bis ich stockheiser war. Er dauerte stundenlang. All der Lärm, die Farben und die Eindrücke. Natürlich ist der König mitmarschiert. Und die Prinzen und sämtliche Honoratioren. Haig, Admiral Beatty, Sir Roger Keyes, Field Marshal Smuts, die Old Contemptibles, viele Kapellen und Pferde und große Gruppen von Männern. Alle sind die Whitehall hinuntermarschiert, vorbei am vorübergehenden Kriegerdenkmal, und haben vor ihm und den ruhmreichen Gefallenen salutiert. Und ich dachte, wie jeder an diesem Tag, dass es wirklich das Nächstbeste neben dem Leben ist, für sein Vaterland zu sterben. Ich habe in diesem Krieg drei Onkel verloren, und nur wegen dieses Tages glaubte ich, dass es die Sache wert gewesen sei. Natürlich war es das nicht ...«

»Mein Vater hat beide Beine verloren«, sagte Mr Brewster leise. »Zu seinem und unser aller Glück verfügte er über eine kleine private Rente. Aber viele dieser bedauernswerten Opfer mussten sich die nächsten zehn oder fünfzehn Jahre mit dem Verkauf von Streichhölzern durchschlagen. Eine Schande ist das.«

Nach einer kurzen Pause lächelte er Cassia wieder an. »Doch es nützt nichts zu jammern, oder? Ich darf Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen.«

»Ich bin es, die Ihre Zeit in Anspruch nimmt, Mr Brewster. Es tut mir leid. Mir erschien es nur passend, über Leonora und jene Zeiten zu reden.«

»Natürlich.« Er tätschelte ihre Hand. Cassia fand, dass er ein wirklich netter Mann war. Gar kein Langweiler, wie sie zunächst vermutet hatte.

»Falls Sie noch Fragen haben sollten, nur zu. Sobald Ihnen das Geld uneingeschränkt zur Verfügung steht, gebe ich Ihnen Bescheid. Ansonsten muss ich jetzt zurück nach London. Ob ich ein Taxi anrufen könnte, das mich zum Bahnhof bringt?«

»Ja, bitte tun Sie das. Es tut mir leid, dass ich Sie nicht fahren kann, aber Edward braucht das Auto für seine Hausbesuche.«

»Selbstverständlich. Ein Taxi wäre famos.« Sein Lächeln wurde plötzlich verschwörerisch. »Sie könnten ja in Erwägung ziehen, sich ein kleines Auto anzuschaffen. Nur ein Vorschlag, natürlich.«

»Du meine Güte«, erwiderte Cassia. »Ja, vielleicht tue ich das. Wir werden sehen. Ich gehe rasch und rufe an.«

Als sie im Flur stand und darauf wartete, dass das Taxiunternehmen sich meldete, dachte sie, wie unbeschreiblich merkwürdig es sein würde, etwas nur für sich allein zu kaufen. Ohne Edward zu fragen und endlose Debatten mit ihm führen zu müssen.

Eine angenehme Vorstellung.

Als Mr Brewster fort war, begann Cassia, die Küche aufzuräumen. Sie verabscheute das, genauso wie jede andere Art von Hausarbeit, doch sie wusste, dass es erledigt werden musste. Eigentlich war Monks Ridge viel zu groß, als dass sie das Haus nur mit Peggys nicht sehr tatkräftiger Unterstützung hätte in Ordnung halten können. Insbesondere mit drei kleinen Kindern. »Wie kommst du nur ohne Nanny zurecht, Cassia? Unvorstellbar«, hatte Cecily einmal gesagt. Cassia hatte recht schnippisch entgegnet, sie käme genauso zurecht wie alle, die sich keine leisten konnten.

Sie schaute auf die Uhr. Fast zwei. Delia schlief schon viel zu lange. Jetzt würde sie heute Nacht kein Auge mehr zutun und noch öfter schreien als sonst. Sie würde sie wecken und

vielleicht einen Spaziergang mit ihr unternehmen müssen. Vielleicht eine gute Idee, weil sie dann nachdenken konnte. Bertie würde erst um vier aus der Vorschule zurückkommen, und William konnte im Pfarrhaus mit Bone spielen. Also hatten sie und Delia den Nachmittag für sich. Wenn die Jungen nicht da waren, benahm Delia sich stets viel besser.

Sie ging Peggy suchen, die gerade Edwards Hemden bügelte. Peggy hatte Spaß daran, obwohl das Ergebnis bei Weitem nicht so gut war wie bei Mrs Briggs, der Zugehfrau. Doch sie kam sich dabei wichtig vor.

»Peggy«, sagte Cassia, »das können Sie lassen. Mir wäre es viel lieber, wenn Sie mit dem Abendessen anfangen würden. Ich dachte, es könnte Fischpastete geben, und ich habe keine Zeit, sie zu machen. Ich muss William abholen und ...«

»Schon gut, Mrs Tallow, ich kann beides erledigen.« Lächelnd schob Peggy sich das strähnige aschblonde Haar aus dem Gesicht. »Ich weiß, dass der Doktor es mit seinen Hemden sehr genau nimmt.«

»Äh ja, richtig, aber ...«

»Keine Sorge, Mrs Tallow. Ist alles in Ordnung? Dieser Mann hatte doch nicht etwa schlechte Nachrichten für Sie?«

»Nein, Peggy. Nur eine ... Familienangelegenheit.«

Langsam ging Cassia die Treppe hinauf ins Kinderzimmer. Delia schlief noch tief und fest. Sie reckte ihren kleinen Po in die Luft und hatte den Daumen in ihrem rosenknospenähnlichen Mund stecken. Die blonden Locken klebten ihr feucht am Kopf. Sie war so reizend, wenn sie schlief, weshalb es ein Jammer war, sie zu wecken. Doch es musste sein. Absichtlich lautstark schlenderte Cassia im Zimmer auf und ab und summte dabei vor sich hin. Delia regte und bewegte sich, öffnete die großen dunkelblauen Augen – die Augen ihrer Mutter – und fing prompt an zu greinen.

»Liebling!«, sagte Cassia bemüht fröhlich. »Hallo. Magst du kuscheln?«

Delia schüttelte den Kopf, drängte sich tiefer in die Ecke und weinte noch lauter.

»Komm. Zeit zum Aufstehen. Ich dachte, wir gehen spazieren.« Wieder ein Kopfschütteln.

»Nun, ich gehe spazieren.« Cassia versuchte, die in ihr aufsteigende Gereiztheit niederzukämpfen. »Und du musst mitkommen. Vielleicht sehen wir im Wald ja ein Kaninchen.«

Cassia trug Delia nach unten, gab ihr etwas zu trinken und schnallte sie in den zerschrammten Kinderwagen, der auf der Veranda stand. Sie wies Peggy an, sämtliche Telefonate ordentlich zu notieren, und rief Buffy, einen ausgesprochen gemütlichen Basset. Dann marschierte sie die Straße entlang und dachte über Leonora nach. Dabei sang sie aus voller Kehle »One Man Went to Mow«, um Delias Geheule zu übertönen. Sie fühlte sich nicht unbedingt wie die Besitzerin von einer halben Million Pfund.

Cassia war achtundzwanzig. Sie war eher eine aparte Schönheit als im konventionellen Sinne hübsch und hatte dichtes weizenblondes Haar, sehr dunkelblaue Augen und sinnliche volle Lippen, die sich an den Mundwinkeln nach oben bogen. Sie war schlank und ziemlich hochgewachsen – einsfünfundsiebzig –, eine Eigenschaft, die ihrer Ansicht nach ihre Persönlichkeit stark geprägt hatte, denn die Leute hatten sie von Anfang an stets älter geschätzt.

Geboren war sie 1907, genau neun Monate nach der Hochzeit ihrer Eltern. Duncan Berridge und Blanche Hampton hatten sich anlässlich eines überzogenen Bibliotheksbuchs leidenschaftlich ineinander verliebt und schon achtzehn Monate später geheiratet. Es war eine Liebe, die niemals in irgend-

einer Form nachließ. Die beiden vergötterten und bewunderten einander. Und das trotz der Unkenrufe von Blanches Vater, der die Ansicht vertrat, die einzige Tochter eines wohlhabenden Anwalts hätte es besser treffen können als mit jemandem, den er beharrlich als Büroangestellten bezeichnete. Doch da Blanche ein ziemlich ernster Mensch war und nicht über die Fähigkeit verfügte, eine größere Anzahl von Verehrern anzuziehen, und da er ihr auch keine große Mitgift bieten konnte, stimmte er zu, als Duncan um ihre Hand anhielt.

So ernst Blanche auch sein mochte – sie besaß eine ungewöhnliche Form von Schönheit. Ihr dichtes dunkles Haar trug sie aus ihrem blassen ovalen Gesicht zurückgekämmt; ihre auffälligen dunkelblauen Augen hatte sie an ihre Tochter weitergegeben. Früher unterdrückt von ihren vier Brüdern und einer herrschsüchtigen Mutter blühte sie in ihrer glücklichen Ehe auf und wurde nicht nur eine zuverlässige Gattin und tüchtige Hausfrau, sondern auch eine Verfechterin der Frauenrechte. Cassia erinnerte sich aus ihrer Kindheit daran, dass ihre Mutter ihrem Vater aus der Zeitung Artikel über die Suffragetten und ihre Kämpfe vorlas und ihrer Unterstützung für sie Ausdruck verlieh, eine Haltung, die er, sehr ungewöhnlich für einen Mann seiner Generation, teilte.

Dass Cassia so bald nach der Hochzeit geboren worden war, hatte Duncan und Blanche auf eine große Familie hoffen lassen. Doch auch viele Jahre später waren noch immer keine weiteren Babys gefolgt. Das hatte große Auswirkungen auf Cassia. Die Abwesenheit von Brüdern führte bei ihr zu der Auffassung, dass das männliche Geschlecht ihr in keinerlei Hinsicht überlegen war. Und dass sie nicht um die Zuneigung ihrer Eltern kämpfen musste, verlieh ihr ein heiteres Selbstbewusstsein. Ihre Eltern waren zwar stolz auf sie, verwöhnten sie

jedoch nicht. Außerdem verbrachte sie viel Zeit in ihrer Gesellschaft und war deshalb sehr reif für ihr Alter.

Anfangs besuchte sie ein Internat. Das kam 1916 bei einem kleinen Mädchen ziemlich selten vor, und es war in gewisser Hinsicht Cassias Pech, dass ihre Eltern, die sie beide innig liebten, ihr unbedingt eine gute Schulbildung angedeihen lassen wollten. Ihr Vater hatte wegen des Todes seines eigenen Vaters mit vierzehn von der Schule abgehen müssen. Er war zwar belesen und musikalisch und trat häufig am Klavier und an der Klarinette auf, besaß jedoch keine Berufsausbildung und fühlte sich deshalb in der Gesellschaft derer, die eine hatten, schmerzhaft benachteiligt. Blanche, der man nur wegen ihres Geschlechts als einzigem Familienmitglied eine ordentliche Schulbildung verweigert hatte, wollte ihrer Tochter diese deshalb nicht vorenthalten. Als Cassia neun war und sich in der Umgebung keine gute Oberschule auftreiben ließ, fand man eine Lösung in Form eines kleinen, fünfzig Kilometer entfernten Internats. Einige Jahrzehnte später wäre sie täglich von sich abwechselnden Eltern zur Schule und wieder nach Hause gefahren worden. Doch 1916 besaßen nur die Reichen ein Auto, weshalb Internatsgebühren von zwanzig Pfund pro Halbjahr erschwinglicher erschienen.

Und so wurde Cassia Schülerin in Hammond House, einem recht abweisenden viktorianischen Haus am Stadtrand von Leeds, wo es von zum Großteil freundlichen und fröhlichen kleinen Mädchen wimmelte. Miss Hammond, die Direktorin, war eine aufgeklärte und warmherzige Frau, die ihre Ausbildung unter der wundervollen Ägide von Miss Beale und Miss Buss am Cheltenham Ladies' College durchlaufen hatte. Sie vertrat leidenschaftlich die Auffassung, dass Mädchen nicht nur so klug waren wie Jungen, sondern auch ebenso viel Erfolg im Beruf haben konnten wie diese. Tatsächlich besuchten

viele ihrer Schülerinnen, unter ihnen Cassia, anschließend die renommierte Leeds Girls' High. Sie liebte ihre Schülerinnen, wollte, dass sie glücklich waren, und veranstaltete jeden Sonntagnachmittag in ihrem Büro Teepartys. Die Kinder saßen auf dem Boden vor dem Kaminfeuer, rösteten Teekuchen an langen Gabeln, tranken heiße Schokolade und durften mit ihr reden, worüber sie wollten. In Cassias Fall war es ihre felsenfeste Entschlossenheit, Ärztin zu werden.

Als Cassia zehn war, hatte Blanche sich freiwillig als Schwesternhelferin gemeldet und arbeitete in einem Krankenhaus in der Nähe von Finchfield. Davon hatte sie schon immer geträumt, auch wenn sie nie zugegeben hätte, dass sie Kaiser Wilhelm für diese Gelegenheit dankbar war, denn das wäre unpatriotisch gewesen. Allerdings war sie so glücklich wie nie, wenn sie sich frühmorgens für den fünf Kilometer langen Weg aufs Fahrrad schwang und spätabends mit schmerzenden Rücken und pochenden Beinen zurückkehrte, um Duncan von den manchmal aufmunternden, jedoch meist grauenhaften Ereignissen des Tages zu berichten. Blanche stellte fest, dass sie nicht sonderlich zimperlich war und ein echtes Talent für ihren neuen Beruf besaß. Sie konnte Verbände wechseln, ängstliche Patienten beruhigen, zwischen dem echten Bedürfnis nach einem Schmerzmittel und einer ungehaltenen Forderung danach unterscheiden und die Verschlechterung eines Zustands besser vorhersagen als viele erfahrenere und voll ausgebildete Schwestern. Sie sah Dinge, die sie entsetzten, und hörte welche, die ihr das Herz brachen. Doch im Großen und Ganzen fühlte sie sich zum ersten Mal im Leben ausgefüllt.

Der Krieg war in Cassias Bewusstsein noch nicht richtig präsent. Natürlich wusste sie, dass einer tobte. Jeden Tag und sonntags in der Kirche beteten sie für ein glückliches Ende und das Wohlergehen der Männer an der Front. Immer wieder

wurde ein Mädchen aus dem Unterricht in Miss Hammonds Büro gerufen und kehrte weinend zurück, weil ein Bruder, ein Onkel oder, noch grauenhafter, ein Vater getötet oder verletzt worden war.

Cassia war unbeschreiblich dankbar, dass ihr Vater nicht gesund genug war, um nach Frankreich zu müssen. Außerdem war sie froh, dass er recht alt wirkte. Das hieß nämlich, dass man ihm auf der Straße keine weiße Feder für seine Feigheit überreichen würde, eine Demütigung, die vielen Männern in der Stadt widerfahren war.

Eines Nachmittags, in den Sommerferien 1917, fragte Blanche Cassia, ob sie nicht zu einem der Konzerte im Krankenhaus kommen und den Männern etwas vorsingen wolle. »Die Armen. Einige von ihnen haben nicht viel, für das es sich zu leben lohnt, und diese Konzerte heitern sie so auf. Ich habe die Oberschwester um Erlaubnis gebeten, und sie ist sehr erfreut. Dein Vater wird dich begleiten.«

Cassia war auch sehr erfreut. Sie hatte eine hübsche Singstimme und war schon bei einigen Konzerten im Hammond House aufgetreten. Sie übte einige beliebte Kriegslieder wie »It's a Long Way to Tipperary« und »Pack Up Your Troubles in Your Old Kit Bag« und einige romantische Weisen wie »If You Were the Only Girl in the World« und »Daisy, Daisy«.

Blanche sagte Cassia, sie solle ihr neues weißes Musselinkleid, weiße Strümpfe und weiße Schuhe anziehen und sich eine weiße Schleife in ihr goldblondes Haar binden. Die drei brachen in dem Wagen der Gutsherrin auf, den einer von Blanches Brüdern ihnen, zusammen mit einem trägen Pony, für die Kriegszeit zur Verfügung gestellt hatte.

Das Konzert sollte am frühen Abend stattfinden. Cassia, die noch nie im Krankenhaus gewesen war, wurde plötzlich ner-

vös, als sie vor dessen hohen, abweisenden Mauern hielten. Auf dem Gelände wimmelte es von Männern. Einige saßen im Rollstuhl, andere hatten die Augen verbunden, und manche hinkten an Stöcken oder Krücken umher. Alle trugen die dunkelblauen Flanelluniformen der Verwundeten. Die meisten lächelten beim Anblick des Wagens und seiner Insassen, und viele winkten Blanche zu, die sie erkannten. Andere jedoch rührten sich nicht und starrten mit bleichen, eingefallenen Gesichtern ins Leere. Cassia wusste, dass sie an einer Kriegsneurose litten. Blanche hatte ihr erklärt, die Betroffenen seien kaum noch anwesend oder hätten sich völlig in eine grausige und gespenstische Welt zurückgezogen, die kaum noch mit der Wirklichkeit zu tun habe. »Man hofft, dass sie bei guter Pflege und durch die Liebe ihrer Familien mit der Zeit in ein richtiges Leben zurückkehren und sich selbst wiederfinden werden. Doch bis es so weit ist, stehen die Armen furchtbare Qualen durch.«

Noch mehr erschreckten Cassia die Männer, die mit zwei amputierten Beinen im Rollstuhl saßen. Und es erstaunte sie, dass zwei der Blinden ausgelassen lachten. Ihr erschien es nahezu unmöglich, dass jemand, der so viel leiden musste, jemals wieder lächeln, geschweige denn lachen konnte. Sie wäre lieber gestorben. Dennoch erwiderte sie das Lächeln, winkte allen zu und folgte ihrer Mutter zu einigen, um sie zu begrüßen und ihnen die Hand zu schütteln. »Gott segne sie«, hörte sie einige Male. Und »hübscher kleiner Engel«. Ihre Nervosität verflog, und als sie beim Konzert schließlich an der Reihe war, hatte sie große Freude daran, auf der Bühne zu stehen und ihre Lieder zu singen. Als alle jubelten und »Zugabe« riefen, lächelte Duncan und stimmte »Are There Any More At Home Like You?« an. Die Zuhörer applaudierten, noch ehe sie den ersten Ton gesungen hatte, und sie hatte zum ersten Mal im Leben das Gefühl, etwas wirklich Nützliches getan zu haben.

Anschließend ließ Blanche Cassia in Duncans Obhut zurück, während sie mit der Oberschwester den Dienstplan des nächsten Tages besprach. Sie standen auf dem Flur und warteten, als sie aus einem kleinen Nebenzimmer ein schreckliches Stöhnen hörten. Fast gegen ihren Willen fühlte Cassia sich davon angezogen, stürmte hin und riss die Tür auf.

Ein Mann lag in einem Bett mit Bettgitter und litt eindeutig Schmerzen. Er wand sich und warf den Kopf hin und her wie ein Pferd. Seine Augen waren verbunden, und sein Atem rasselte. Doch als er die Tür hörte, wandte er sich Cassia zu. »Bitte«, flehte er. »Bitte, ich ertrage das nicht mehr. Bitte, bei Gott, helfen Sie mir.«

Cassia musterte ihn kurz. »Moment«, sagte sie. »Ich bin gleich wieder da, versprochen.« Als sie sich umdrehte, stieß sie mit ihrer Mutter zusammen, die in der Tür stand.

»Mama, Mama«, rief Cassia, packte ihre Mutter an den Händen und zog sie ins Zimmer. »Du musst etwas für diesen armen Mann tun. Er hat große Schmerzen. Bitte, bitte, gib ihm etwas dagegen.«

»Cassia, das kann ich nicht«, entgegnete Blanche. »Dafür bin ich nicht zuständig.«

»Du bist doch Krankenschwester! Du musst einfach. Bitte, hör doch nur, wie er schreit!«

Der Mann stieß eine grausige Mischung aus Stöhnen und Schluchzen aus und flehte wieder um Hilfe.

Inzwischen weinte Cassia bitterlich. »Was ist los? Warum hilfst du ihm nicht?«

»Cassia, er hat eine Gasvergiftung. Das ist eine schlimme Sache. Er wurde gerade erst eingeliefert ...«

»Und jetzt ist er hier, und du musst ihm helfen. Dazu ist ein Krankenhaus doch da.«

Blanche studierte die Krankenakte am Fußende des Bet-

tes, zog Cassia aus dem Zimmer und schloss die Tür. Da der Mann mittlerweile lauter schrie, konnte man ihn noch deutlich hören.

»Mama, bitte. Du bist grausam. Es ist entsetzlich. Wieso tust du nichts ...«

»Cassia, pass auf. Ich darf nicht entscheiden, welche Medikamente er bekommt. Das können nur die Ärzte. Sie wissen es am besten, und sie haben beschlossen, dass er bis zum Morgen nichts mehr haben kann.«

Cassia starrte sie einen Moment an und versuchte, nicht auf die schrecklichen Schmerzensschreie des Mannes zu achten. Dann machte sie kehrt und marschierte zielstrebig auf ihren Vater zu, der sich mit der Oberschwester unterhielt. Diese war eine hochgewachsene, Respekt einflößende Frau und mit ihrem dunkelroten Haar und dem langen, schlanken Hals eine Schönheit. »Oh, Cassia, du hast wundervoll gesungen. Gerade habe ich zu deinem Vater gesagt, wie sehr sich die Männer sicherlich gefreut haben ...«

»Bitte«, erwiderte Cassia, »bitte helfen Sie dem Mann da drin.« Sie zeigte auf die Tür. »Er hat solche Schmerzen, und meine Mutter sagt ...« Sie verstummte, und Tränen der Angst tropften ihr von den Wimpern.

»Ja? Was sagt deine Mutter denn?«

»Dass nur die Ärzte entscheiden können, welche Medikamente er bekommt.«

»Das ist richtig. Erst vor etwa einer Stunde war ein Arzt bei ihm und hat ihm verschrieben, was er braucht. Es wurde verabreicht, und jetzt geht es ihm schon viel besser.«

Cassia starrte sie an. »Es geht ihm überhaupt nicht besser. Er leidet entsetzlich, und das wissen Sie genau!«

»Cassia!«, tadelte Blanche.

»Cassia.« Die Oberschwester kniete sich hin und nahm ihre

Hand. »Mir ist klar, wie das auf dich wirken muss. Und es liegt nicht daran, dass ich nicht helfen will. Ich kann nicht. Wir tun alles Menschenmögliche für den armen Mann. Ich bedauere, dass du ihn gesehen hast.«

»Es spielt keine Rolle, dass ich ihn gesehen habe«, entgegnete Cassia und riss sich los. »Nur, dass er solche Schmerzen hat. Sie können ihm doch sicherlich etwas mehr geben. Bestimmt hat der Arzt sich geirrt und nicht bemerkt, in welchem Zustand er ist. Ich finde, Sie sollten ihm erklären ...« Wieder wischte sie sich die Tränen weg.

»Ich fürchte, so funktioniert das hier nicht«, antwortete die Oberschwester. Inzwischen wirkte sie nicht mehr so nachsichtig. »Wir ziehen alle an einem Strang, und es steht uns nicht zu, die Entscheidungen der Ärzte infrage zu stellen.«

»Dann sollten Sie das aber tun«, beharrte Cassia.

»Cassia, sei sofort still!«, rügte Blanche.

»Cassia«, erwiderte die Oberschwester, »du bist offenbar ein sehr gütiger und mitfühlender Mensch. Ich bewundere deinen Mut wirklich, aber du verstehst die Situation nicht ganz. Vielleicht kommst du eines Tages zurück und lernst es. Und setzt deinen Mut und dein Mitgefühl für einen guten Zweck ein. Als Krankenschwester.«

Cassia sah sie an. »Nein«, entgegnete sie. »Nicht als Krankenschwester. Ich will nicht Krankenschwester werden, sondern die Möglichkeit haben, selbst zu entscheiden. Ich werde Ärztin.«

Nur dass sie es trotz dieses Schlüsselerlebnisses, ihrer Hartnäckigkeit, ihres Ehrgeizes und eines Spitzenabschlusses an einer der angesehensten medizinischen Fakultäten des Landes in diesem Beruf nicht weiter gebracht hatte als bis zur unbezahlten Sekretärin ihres Mannes. Sie gab Schwangeren und

jungen Frauen, die vor Kurzem entbunden hatten, inoffizielle Ratschläge, mischte Hustensaft an und bandagierte hin und wieder ein Knie, dessen Besitzer jammernd in der Praxis saß. Und das tat weh. Es tat jeden Tag so unbeschreiblich weh.

KAPITEL 2

Diese Fischpastete ist ausgezeichnet, Peggy.« Edward lächelte Peggy über seinen leeren Teller hinweg an. »Ist noch etwas davon da?«

»Ein bisschen, Dr. Tallow. Es freut mich, dass sie Ihnen schmeckt.« Peggy errötete. Sie himmelte Edward an, und der geizte normalerweise mit seinem Lob. »Meine Mutter sagte immer, Fisch sei Nahrung fürs Gehirn.«

»Du meine Güte«, mischte sich Cassia rasch ein, die ahnte, dass Edward, der Pedant, diese Äußerung nicht wohlwollend aufnehmen würde. »Ich hatte ja keine Ahnung.«

»O ja«, beteuerte Peggy. »Das stimmt wirklich. Ich schaue nach, was noch übrig ist.«

Sie verschwand. Peggy war nicht unbedingt eine gute Haushälterin, den Tallows jedoch treu ergeben. Sie war sich für keine Arbeit zu fein, nicht einmal fürs Putzen und fürs Windelwaschen, obwohl Mrs Briggs den Großteil des Groben erledigte. Cassia vermutete, dass das viele von Peggys Fehlern ausglich. Peggy kehrte mit der Kasserolle zurück und tat Edward mehr Fischpastete auf.

»Daddy braucht keine Nahrung fürs Gehirn. Es ist doch schon groß genug, oder, Daddy?«

»Das will ich hoffen.« Edward lächelte Bertie zu. »Obwohl ich über die Größe keine genaue Aussage treffen kann.«

»Ganz bestimmt, sonst könntest du ja nicht Arzt sein, richtig, Mummy?«

»Sicherlich«, erwiderte Cassia. Sie lächelte ihren Mann und ihren älteren Sohn entschlossen an. Bertie war seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. Die beiden hatten das gleiche glatte braune Haar, braune Augen, ein schmales Gesicht und eine schlanke Figur. Berties Hände waren bereits zu groß für seinen Körper und hingen an mageren Handgelenken, und seine Knöchel schienen zu schmal für seine riesigen Füße. Er überragte alle seine Klassenkameraden und war ein wenig tollpatschig. William hingegen war noch ein wenig pummelig und hatte blondes Haar und blaue Augen wie seine Mutter und seine kleine Schwester.

»O Gott, das Telefon läutet. Nicht schon wieder ein Baby. Nicht heute Abend.« Edward seufzte.

»Sind denn welche fällig?«

»Maxine Foster ist bald so weit. Ja, Peggy?«

»Es ist Mr Harrington. Er möchte Mrs Tallow sprechen.«

»Oh, richten Sie ihm bitte aus, dass ich ihn später zurückrufe. Sagen Sie ihm, dass wir gerade zu Abend essen. Und fragen Sie ihn, ob er in Devon oder in London ist.«

»Ja, Mrs Tallow.«

»Weshalb ruft er an?«, erkundigte sich Edward.

»Keine Ahnung«, entgegnete Cassia knapp. Sie überlegte, ob Benedict sich wegen des Testaments meldete. Immerhin war er Leonoras Bruder. Sie hatten einander sehr nahegestanden. Sicher wusste er Bescheid.

Ein merkwürdiges Gefühl beschlich sie. Was sie empfand, war weder Aufregung, ja nicht einmal Überraschung, sondern eine tiefe Trauer. Sie hatte nicht gewusst, wie krank Leonora war und dass sie im Sterben lag, und hatte sie darum auch nicht besucht. Die hastig arrangierte Beerdigung in aller Stille

in Paris hatte sie verpasst und sich deshalb mit einem schlechten Gewissen und Schuld zermürbt. Dieser Tag, die Erbschaft und vor allem Leonoras Brief hatten ihr all das wieder ins Gedächtnis gerufen. Und so saß sie jetzt da und erinnerte sich an Leonora. Ihren Mut, ihre Ausgelassenheit, ihre Schönheit und ihren Sinn für Humor. Und wurde von der Erkenntnis ergriffen, dass sie fort war, für immer fort ...

Als sie den Kopf hob, bemerkte sie, dass Edward sie mitfühlend und besorgt musterte, und lächelte zittrig.

Er lächelte ebenfalls. »Warum ruhest du dich nicht ein wenig aus?«, schlug er vor.

Manchmal, ja, manchmal fiel ihr wieder ein, wieso sie ihn geheiratet hatte.

Als sie am Kamin saß und den *Telegraph* durchblätterte, hallte Delias Geschrei die Treppe hinunter. Es war zwecklos, außer ihr konnte niemand sie beruhigen. Sie würde hingehen müssen.

Sie bereitete Delias Fläschchen vor, gab es ihr, legte sie wieder ins Bett und kam die Treppe hinunter. Edward war in der Vorhalle. »Ich rufe nur rasch Benedict zurück«, sagte sie.

»Oh, in Ordnung. Aber sei bitte so gut und sprich nicht zu lang. Ich rechne mit einem Anruf wegen des Babys. Und außerdem sind Ferngespräche ...«

»Teuer?«, sagte sie amüsiert und betrachtete ihn. »Keine Sorge, Edward. Vielleicht kann ich ja etwas zur Rechnung beisteuern.« Später würde sie das als einschneidendes Moment deuten.

Cecily nahm das Telefonat an. »Cassia, wie nett. Wie geht es dir?«

»Gut, Cecily, danke. Und dir?«

»Ach, ich kann nicht klagen. Natürlich bin ich schreck-

lich beschäftigt. Nächste Woche finden die Rennen in Ascot statt, und wir mieten uns dort ein Haus. Kurz darauf reisen wir mit den Kindern und einigen Freunden nach Südfrankreich. Kommt doch einfach mit. Das wäre bestimmt ein Spaß.«

»Cecily, ich glaube nicht, dass das möglich ist. Sosehr ich auch Lust dazu hätte. Edward kann nicht so mir nichts, dir nichts Urlaub nehmen und ...«

»Tja, dann komm eben ohne ihn. Nur für ein paar Tage. Es würde dir guttun. Beim letzten Mal hast du so müde gewirkt.«

Ja, wahrscheinlich traf das zu, dachte Cassia. Ich bin immer müde, mein Leben ist so absolut und gnadenlos ermüdend. Plötzlich hatte sie das Bild vor Augen, wie sie in Südfrankreich an einem Pool lag, wahrscheinlich irgendwo in der Nähe von Nizza. Benedict und Cecily mieteten jeden Juli dort eine Villa und luden Freunde ein. Amüsante, attraktive Menschen. Cassia war einmal dort gewesen, ein Jahr vor ihrer Hochzeit, im Jahr ihres Abschlussexamens. Sie hatte sich gesonnt, Cocktails getrunken, geredet, sich Unsinn angehört, Backgammon gespielt, abends am Pool zu Musik aus dem Grammofon getanzt, war in Nizza durch die Nachtclubs getingelt und sogar einmal im Casino gewesen. Leonora war an Cassias letztem Tag eingetroffen, übersprudelnd von Klatsch über Paris und Le Touquet, und hatte alles über London hören wollen. Es war eine magische, feuchtfröhliche, verzauberte Zeit gewesen, die ihr inzwischen, wie so vieles aus ihrem früheren Leben, wie ein weit entfernter, unmöglicher Traum erschien.

»Ich denke, nicht«, erwiderte sie. »Edward möchte mich hierhaben. Er arbeitet so viel. Aber danke für die Einladung. Äh, könnte ich mit Benedict sprechen? Er hat vorhin angerufen.«

»Ja natürlich. Einen Moment. Und überlege es dir mit Frankreich noch mal. Ich würde mich so freuen. Es wird sicher ein großer Spaß.«

Die liebe Cecily. Sie war so voller Zuneigung und so ansteckend optimistisch. Das musste sie selbstverständlich auch sein. Auch wenn sie die Vorzüge des Lebens genoss, nahm sie dafür viel in Kauf.

»Cassia, hallo. Ich bin es, Benedict. Danke für den Rückruf. Was macht das Baby?«

»Sie ist wohlauf wie immer, die kleine Bestie. Und was kann ich für dich tun?«

»Ich wollte dir nur sagen, dass wir eine Gedenkfeier für Leonora abhalten. So viele Leute haben die Beerdigung verpasst, und es erscheint mir irgendwie schäbig, uns nicht richtig von ihr zu verabschieden. Wir hatten an das Ende dieses Monats gedacht. Was hältst du vom 28.?«

»Gut.«

»Prima. Ich kümmere mich um die Redner. Hast du vielleicht Vorschläge, was die Musik angeht?«

»Ja, ich könnte mir etwas einfallen lassen. Wo findet die Gedenkfeier statt?«

»St. George's, Hanover Square. Es ist eine reizende Kirche, und der Vikar ist ein Freund von mir. Richard wird wahrscheinlich nicht kommen, obwohl ich ihn natürlich einladen werde. Außerdem haben sich so viele von Leonoras Freunden in Luft aufgelöst. Aber es werden einige von der alten Clique da sein. Harry selbstverständlich auch. Ich habe ihn gebeten, eine Rede zu halten. Er hat zugesagt.«

»Ausgezeichnet«, antwortete sie zögernd. »Und was ist mit Rollo Gresham?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Benedict beinahe zu schnell. »Man kriegt ihn zurzeit kaum noch zu Gesicht.«

»Aber er war ihr ...« Wie genau beschrieb man Rollo Greshams Rolle in Leonoras Leben? Ihr Liebhaber, ja, doch noch mehr als das. Sie hatte jahrelang mit ihm zusammengelebt,